

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 35 (1925)
Heft: 11

Artikel: Rassenhygiene : 1. Teil
Autor: Keller, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-788570>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ohnmacht der Erziehung an und schilt den Menschen unverbessertlich, und umgekehrt hat man vielleicht in einem andern Falle durch nicht in Rechnung gesetzte günstige Nebenumstände Erfolg gehabt, dann meint man ebenso naiv, mit der Erziehung liesse sich alles machen. Es ist gar nicht auszudenken, wie anders es auf dem Gebiete der Erziehung aussehen würde, wenn hier eine richtige Vorstellung vom kausalen Zusammenhange Volksgut wäre. (Schluss folgt.)

Rassenhygiene.

Von Dr. Heinrich Keller, Winterthur.

Um Missverständnisse zu vermeiden, sei vorausbemerkt, dass hier unter Rassen nicht die vielumstrittenen systematischen Menschenrassen verstanden sind; Rasse bedeutet in unserem Fall eine reelle Gemeinschaft von Menschen, bzw. die Gesamtheit ihrer Erbeigenschaften. Die Rassenhygiene untersucht die Faktoren, die den durchschnittlichen Stand derselben heben oder senken, und forscht nach den Bedingungen, unter denen er steigt. Unter einem Rassenhygieniker hat man sich also nicht einen jener völkisch einseitigen Scharfmacher vorzustellen, die das Heil der Welt von ihrer Rasse erwarten.

Das Wesen der Rassenhygiene kann man nur aus den Grundbegriffen der Vererbungslehre verstehen. Diese hat zur gutbegründeten Annahme geführt, dass die unsere Erbeigenschaften bestimmenden Faktoren (Gene) einzeln oder gekoppelt in den Chromosomen der Keimzellen lokalisiert seien. Über die Art ihrer Spaltung bei der Reifung der Keimzellen und ihrer Kombination bei der Befruchtung besteht nun schon eine Reihe von Hypothesen; die Verhältnisse entsprechen nur selten den Mendelschen Spaltungsregeln. Für die Rassenhygiene von grundlegender Bedeutung ist die Theorie von der Kontinuität des Keimplasmas. Während noch Darwin annahm, dass jeder Körperteil seine spezifischen Keimchen in das Keimplasma liefere (Pangenesistheorie), dass also das Keimplasma vom Körperplasma abstamme, ist man seit Weismann der Ansicht, dass sich die Keimzellen unmittelbar von der befruchteten Eizelle ableiten und eine theoretisch unendliche Reihe bilden, während die Körperzellen nur Abzweigungen derselben darstellen und die Struktur der Keimzellen nicht beeinflussen. Hat dies seine volle Richtigkeit, so muss die vielumstrittene Vererbung erworbener Eigenschaften abgelehnt werden, an die man nach der Pangenesistheorie glauben konnte und die man häufig voraussetzt, z. B. wenn man glaubt, dass sich durch die Verbesserung der Umwelt das Menschengeschlecht vervollkomme (Milieutheorie), oder dass durch die Beschäftigung mit geistigen Kulturgütern die Kulturbefähigung zunehme. Nach der Weismannschen Schule trifft dies nicht zu; die Kultur liegt uns nicht als Erbgut „im Blut“, sondern besteht grösstenteils aus anezogenen Werten. Die überlieferten Kulturgüter sind vielleicht heute über die

mittlere geistige Erbanlage hinausgewachsen, möglicherweise ist diese im 19. Jahrhundert sogar gesunken; man denke an seinen religiösen und künstlerischen Tiefstand, an das Verschwinden der Volkskunst. Dass das Keim- vom Körperplasma gar nicht beeinflusst werde, bezweifeln immerhin viele Autoren. Auf psychischem Gebiet neigt man oft zur gegenteiligen Ansicht; den Vorrat der in den vergangenen Generationen angehäuften Engramme denkt man sich ja als Grundlage des Individuums schon in der Eizelle vorhanden. Es sind das aber so unmerkliche Änderungen der Erbmasse, dass der Rassehygieniker wohl das Recht hat, in der Praxis scharf zu unterscheiden zwischen den Erbeigenschaften (Genotypus, Idiotypus) und der Ausprägung, die sie unter dem Einfluss der Umwelt erfahren haben (Phäno-, Paratypus). Von einer Hebung des Phänotypus durch Milieuverbesserung verspricht er sich keinen Erfolg. Natürlich anerkennt er den Wert von persönlicher und Sozialhygiene, sozialer Fürsorge, Medizin, Erziehungswesen; aber all diese Bestrebungen sind ausserstande, die Erbkonstitution zu verbessern, da sie nur phänotypisch wirken. Zum Teil schädigen sie durch Begünstigung minderwertiger Elemente das Erbgut der Kulturvölker geradezu, d. h. sie fördern die Entartung. Dieses Schreckgespenst beschäftigt Westeuropa wahrscheinlich mit gutem Grunde, denn die Rassebiologen stellen ein deutliches Sinken des Rassewertes fest. Grotjahn schätzt in Deutschland die Zahl der leiblich und geistig ausgesprochen Minderwertigen auf ein Drittel. Im Schweizervolk sieht es vielleicht noch schlimmer aus; unsere Krebssterblichkeit ist die grösste, auch die Zahlen der Kropfigen, Tuberkulösen, geistig Abnormen sind erschreckend hoch (1906 waren in einem Bezirk 9,2% der Stellungspflichtigen so schwachsinnig, dass man sie vor Gericht als unzurechnungsfähig bezeichnet hätte). Sehr wahrscheinlich hat besonders die Zahl der erblich Psychopathischen zugenommen. Bei all diesen Übeln und vielen andern (Diabetes, Stoffwechselkrankheiten, Epilepsie usw.) ist neben falscher Ernährung und Lebensweise die ererbte Disposition die Hauptursache.

Weit verbreitet ist der Glaube, dass die Kultur eben schlechterdings ihre Trägervölker schliesslich vernichte, wofür die Geschichte freilich genug Beispiele zu geben scheint. Diese Verallgemeinerung lassen die Rassenhygieniker nicht gelten; sie weisen u. a. auf die Chinesen hin, die am längsten unter dem Einfluss einer hohen Kultur stehen und doch eine sehr vitale Rasse geblieben sind. Die moderne Kultur wirkt ähnlich der antiken nicht in erster Linie unmittelbar degenerierend, wie man heute gerne annimmt, wo das Milieu stets die Schuld tragen soll. Viele Beispiele zeigen, dass ungünstige äussere Bedingungen dem Genotypus gute Anlagen nicht rauben, auch wenn sie während langer Zeiten sich nur mangelhaft entwickeln können, dass umgekehrt im günstigsten Milieu Entartung eintreten kann. Es sind also mehr mittelbare Wirkungen der Kultur, die zur Dekadenz führen, nämlich die teilweise Verhinderung der natürlichen Auslese und die negative Fruchtbarkeitsauslese. Auf primitiver Stufe unter-

liegt der Mensch einer starken Auslese durch Klima, Hungersnöte, Seuchen, Kindersterblichkeit (bis 50%). Mangelhafte Konstitutionen werden meist so früh ausgemerzt, oft unter Mithilfe der Primitiven selbst, dass sie nicht zur Fortpflanzung kommen und ihr Genotypus erlischt. Das Ergebnis einer scharfen Auslese sind Völker von erstaunlicher Konstitution, wie Feuerländer, Tschuktschen, oder wie mittelalterliche Stadtbevölkerungen nach Seuchenzügen, nach denen der Gesundheitszustand jeweils sehr gut gewesen sein soll. Dass zwar auch bei immerwährender strenger Auslese pathogene Faktoren auftreten können, erklärt man durch die rätselhaften sprungweisen Erbvariationen (Mutationen), bei denen wahrscheinlich durch Unregelmässigkeiten beim Chromosomenwechsel Gene ausfallen. Mit steigender Kultur haben die Verbesserung von Nahrung, Kleidung, Wohnung, haben Medizin und Hygiene die Auslese verdrängt, und wir sind stolz auf diesen Sieg über die Natur. Der Erfolg ist aber nur halb, und er scheint sich beinahe zu rächen. Die Sterblichkeit an vielen Krankheiten ist wohl gesunken, andere sind aber gefährlicher geworden, oder sie sind ersetzt durch Kränklichkeit. Mit besonderem Stolz wird auf die Verminderung der Säuglingssterblichkeit hingewiesen; im allgemeinen erweisen sich aber Bevölkerungen mit hoher Kindersterblichkeit konstitutionell kräftiger (grössere Zahl der Militärtauglichen, geringere Tuberkulosesterblichkeit). Das teilweise Unterdrücken der Säuglingssterblichkeit scheint die Rasse hingfälliger zu machen. Ähnliche Beispiele von Entartung sind in der Literatur zahlreich. Die grosse erbliche Gebärfähigkeit der Westeuropäerin ist offenbar zum Teil durch die Geburtshilfe angezchtet. Je entwickelter diese, um so mehr Kinder von Frauen mit Gebäranomalien bleiben am Leben und können die defekte Anlage vererben. Der Geburtshelfer macht sich immer notwendiger. Nun kann man ja alles in Ordnung finden, wenn nur an Stelle der natürlichen Fähigkeit die ärztliche Kunst tritt, und unser Volk ist geneigt zu solch fatalen Schlüssen. Bei lebenswichtigen Funktionen ist dieser Standpunkt absurd; gerade die Gebärfähigkeit spielt auf psychischem Gebiet eine grosse Rolle für Mutter und Kind, des letztern Seele kann in der Todesnot einer schweren Geburt für immer mit Angst- und Lähmungszuständen belastet werden.

Das moderne Erwerbsleben wirkt zum Teil kontraselektorisches; es gibt heute eine Menge von Berufen, in denen geistig sehr defekte Menschen ihr Brot verdienen, so dass sie Familien gründen können, Leute, die unter primitiveren Bedingungen in untergeordneten Stellen ledig hätten leben müssen. Der Rassehygieniker verlangt natürlich nicht eine Rückkehr zu barbarischen Zuständen, aber er hält einen Ersatz für die verhinderte Auslese für nötig.

Oft wird als eine Ursache der Dekadenz die Inzucht angeführt. In einer ganz gesunden Bevölkerung kann vom eugenischen Standpunkt nichts gegen sie eingewendet werden. Sie war sogar notwendig, um in geschlossenen Ständen gute Merkmale zu verfestigen; man denke nur an die Handwerker und an die Bauern mit ihren sicheren

Wurzelcharakteren Fleiss, Zähigkeit, Sparsamkeit. In den mit pathogenen Faktoren stark durchsetzten Bevölkerungen wirkt sie schädlich, vor allem die Verwandtenehe. In solchen soll die Gefahr, geisteschwache Nachkommen zu zeugen, doppelt so gross wie in Fremdehen sein. Dass eine gewisse Mischung günstig ist, beweist die Vitalität der Yankees. Die chaotische Vermischung heterogener Elemente in den modernen Großstädten aber ist eine bedenkliche Sache; dem aus ihr hervorgehenden beweglichen, aber wurzellosen Menschen fehlen die sicheren Lebensinstinkte, wie wir sie in unvergleichlicher Stärke in der geschlossenen Judenrasse finden. (Schluss folgt)

Vom Unbewussten und der Neurose.

III.

Es gibt ein Gefühl, wir heissen es Sympathie oder Antipathie. Es repräsentiert eigentlich am instruktivsten, was wir schlechthin das Gefühl heissen: Eine Momentwertung einer Person, Sache oder Situation. Der ganze Vorgang scheint unbewusst zu sein, kann aber durch Konzentration leicht aufgeheilt werden. Wer es versucht, dem wird es immer gelingen festzustellen, warum ihm diese oder jene Person oder Sache sympathisch oder antipathisch ist. Sympathie und Antipathie sind Werturteile aus fixierter Erfahrung heraus. Solche Werturteile fällen wir jeden Augenblick, denn wo kämen wir hin, wenn wir die Umwelt Schritt für Schritt mit vollem Bewusstsein und bewusstem Nachdenken erfassen müssten. Es sind Bewusstseinsmittel zu rascherer Orientierung und Stellungnahme, „angepasstes“ Bewusstsein im Gegensatz zum nachdenkenden, die Anpassung erst suchenden Bewusstsein. Dass sie nicht immer zutreffend orientieren, sondern sich oft auf Äusserlichkeiten stützen, die mit den innern Qualitäten der Objekte nicht in Übereinstimmung zu sein brauchen, ist selbstverständlich. Je mehr ein Mensch Persönlichkeit geworden ist, desto weniger rasch vollzieht er, und desto weniger hoch wertet er solche Momentabschätzungen seines Gefühls.

Es führt hoffentlich nicht zu Missverständnissen, wenn ich nun sage, dass viel von dem, was der Analytiker „Tücke oder Raffiniertheit des Unbewussten nennt“, nichts anderes ist als eine solche Momentabschätzung. So mag es Tücke des Unbewussten sein, dass einer sich in ein Mädchen verliebt mit blondem Haar und spitzer Nase. Würde er sich darüber Rechenschaft geben, so möchte er vielleicht feststellen, dass die geliebte Mutter, eine liebe Schwester oder Tante so schöne Haare trug oder eine solche Nase besass. Es kann sich aber auch anders verhalten. Es kann ganz einfach ein ästhetisches Urteil vorliegen. Das blonde Haar des Mädchens wirkt mehr auf den Schönheitssinn des jungen Mannes als vielleicht schwarzes oder rotes Haar. Es ist ganz falsch in solchen Fällen immer eine Gebundenheit an Personen als Unterlage des Gefühlsurteils anzunehmen. Es kann auch der Gesamteindruck des Mädchens, die Ordnung der Haare mehr als die Farbe